GESCHENK
der
Missions-Buchhandlung
Basel.

N12<529144782 021 · LS
ubTÜBINGEN

PFLICK

besonders zu Herzen gegangen ist. „Woher kommt es," fragt S. 56 der Brahmaist, „daß die Welt nicht ebenso bereitwillig glaubt, was ich sage oder was du sagst, als das, was Jesus sagt? Einfach daher, daß wir für uns selbst leben, dieser wunderbare Menschensohn aber für andere gelebt hat!" — Vielleicht wären der Redner, Kesab Tschander selbst und viele andere Brahmaisten längst Christen, wenn von diesem „für andere leben" mehr bei uns zu merken wäre!

Aus der Telugu-Mission.

1. Land und Leute.

Wer die achttägige Dampfbootfahrt von Madras nach Kalkutta macht, hat während der ersten Hälfte seines Wegs den niedrigen Küstensaum zur Seite, auf dem die Distrikte von Nellur, Kistna und Godawari einander folgen. Davon zu sehen bekommt er freilich nicht viel, denn das Ufer ist meist so flach, daß es sich kaum ein wenig über den Meeresspiegel erhebt.

Der Süddistrikt Nellur ist nur zur Hälfte angebaut. Wo Flüsse oder Teiche das nöthige Wasser spenden, da breitet sich wohl ein lichtgrüner Teppich von Reisfeldern aus, auch Tabak und Indigo wird da gewonnen; sonst aber herrscht die sandige Ebene mit ihren Hainen von Palmyra- und Kokospalmen vor, bis weiter landeinwärts dichte Wälder folgen, durch die man zu den Ostghats emporsteigt. Die Bezirkshauptstadt Nellur liegt auf dem südlichen Ufer des Pennar-Flusses und 30 Stunden weiter nördlich das in den Missionsberichten der letzten Jahre so viel genannte Ongol mit seinem berühmten Landesvermessungsberg, einem 240′ hohen Granitfels, von dem aus man weithin das Land überschauen kann. Steigen wir einmal hinauf, um uns ein wenig zu orientiren! Da liegt zunächst, nach Norden und Osten sich ausbreitend, die Stadt Ongol mit ihren rothen Ziegeldächern zu unseren Füßen. Dort

im Norden breitet auch ein gewaltiger Margosa-Baum seine Aeste aus, den einst einige fromme Moslemen in Erfüllung eines Gelübdes hier pflanzten und mit einer Mauer umgaben. Oft kommen sie hieher, um, das Angesicht gegen Mekka gewendet, den Namen Allahs anzurufen. Ostwärts erheben sich ein paar große Wischnu- und Schiwa-Tempel. Dann folgt ein langer dunkler Gürtel von Palmyra-Palmen und noch weiterostwärts endlich, den Horizont begrenzend, ein leuchtender Silberstreifen: der Meerbusen von Bengalen, an dem ein sehr scharfes Auge noch das Dörflein Kotapatnam, den Hafen von Ongol, zu unterscheiden vermag. Blicken wir nun auch westwärts, so gewahren wir dicht am Fuß unseres Aussichtspunktes das Dörflein Geddalaguntapalem und darin das von einem Bananenbaum beschattete Häuschen eines Evangelisten, sowie einen ummauerten, mit Bäumen bepflanzten Gottesacker, wo schon mancher im Frieden Jesu entschlafene Telugu-Christ einer seligen Auferstehung entgegenharrt. Der lange, dunkle Streifen, der einer Wolkenreihe gleich den westlichen Horizont begrenzt, ist ein den Ostghats vorgelagerter Hügelzug. Die Ostghats selbst, welche hier Nala-Mala-Berge genannt werden und — 3 bis 4000′ hoch — die Küstenebene von dem Hochland des Inneren scheiden, sind noch etwa 40 Stunden von uns entfernt. Bis vor kurzem wimmelte es dort von Tigern, deren manche so lüstern nach Menschenfleisch waren, daß sie sich fast täglich ihre Opfer holten und ganze Dörfer endlich aus Furcht vor diesen unabtreibbaren Bestien von ihren Bewohnern verlassen wurden; die furchtbare Hungersnoth der Jahre 1876—78 aber hat wie unzähligen Menschenleben so auch dieser Tigerplage ein Ende gemacht.

Aehnliche Granithügel wie der Aussichtspunkt bei Ongol liegen auch nach Norden und Süden hin zerstreut. Der Affengott Hanuman hat sie da fallen lassen, als er einst Erd- und Steinmassen vom Himalaja durch die Lüfte schleppte, um eine Brücke nach dem sonst unangreifbaren Ceylon hinüberzubauen und so den Heeren Ramas einen Weg zu bahnen zur Befreiung der schönen Sita aus den Händen ihres Räubers, des Dämonenfürsten Rawana. Diese sich inselartig erhebenden Hügel ausgenommen, ist die ganze Gegend eine große Ebene, deren Eintönigkeit nur durch zahlreich über dieselbe verstreute Baumgruppen unterbrochen wird. Gewöhnlich sind es Tamarinden, das sicherste Anzeichen, daß ein Dorf oder ein

Städtchen in der Nähe ist. In welcher Richtung der Wanderer auch gehen mag, mehr als eine Stunde braucht er nicht, um an ein solches zu gelangen, sieht man doch von dem Ongol-Felsen aus allein gegen 700 Dörfer! Sehr groß sind sie zwar nicht, durchschnittlich etwa 500 Einwohner zählend. In den bösen Tagen früherer Regierungen, da Leben und Eigenthum nicht sicher war, schlossen die Eingebornen sich zu gegenseitigem Schutz vor Räubern und einander sich befehdenden kleinen Fürsten möglichst eng zusammen; jetzt könnten sie recht wohl auch in zerstreuten Hütten wohnen, allein der Hindu kommt von einer einmal angenommenen Gewohnheit nicht leicht wieder ab.

Doch für jetzt genug von Ongol, an dem die Dampfer fern im Osten vorüberziehen, um erst vor der Fischstadt Masulipatnam anzulegen. Diese liegt in dem von den Mündungsarmen der Krischna gebildeten Delta in ungesunder, sumpfiger Ebene, war aber schon in Marko Polos Tagen ein blühender Handelsort und beschäftigt auch heute noch, gleich dem etwas nordöstlicheren Madapollam einen Theil ihrer Einwohner durch ihren Baumwoll-Export. Was die Krischna- und Godawari-Distrikte betrifft, so boten sie noch vor 40 Jahren regelmäßig im Mai, d. h. in der heißesten Zeit, einen trostlosen Anblick dar. Die Flüsse waren vertrocknet, alles Pflanzenleben erstorben, das Vieh ausgehungert, die Bevölkerung im bittersten Elend. Heute zählen diese Bezirke zu den reichsten Kornländern Indiens, und auf ihren wasserreichen Kanälen herrscht selbst in der trockensten Jahreszeit ein reger Handelsverkehr. Die beiden Ströme, einst weit mehr eine Gefahr als ein Segen für ihr Mündungsgebiet, sind durch die genialen Arbeiten des großen Ingenieurs Cotton jetzt zu wirklichen Lebensadern für dasselbe geworden. Beide entspringen bekanntlich in geringer Entfernung von Bombay auf den Westghats und strömen quer durch das sanft nach Osten sich neigende Hochland dem bengalischen Meerbusen zu. Da war es denn Regel, daß sie in der Regenzeit plötzlich um 10—15 m. anschwollen, verderbenbringend weit über ihre Ufer sich ergossen und ganze Dörfer mit sich fortrissen, in der heißen Zeit dagegen sich nutzlos im Sande verloren. Seit nun Cotton den beiden Strömen da, wo sie aus den Ostghats heraustreten, d. h. der Krischna bei Bezwada und der Godawari bei Radschamandri, riesige Dämme vorgelegt und ihre Wasser in Kanäle vertheilt hat, die

selbst der furchtbaren Dürre von 1876 und 77 zu trotzen vermochten, ist alles anders geworden — ein verheißungsreiches Gleichniß für das, was auch durch die Mission in diesem Lande noch wird vollbracht werden. Nördlich vom Godawari-Delta zieht sich dem Ufer entlang eine fahle Sandfläche hin, die neben kärglichen Ernten unter Mitwirkung der furchtbaren Sonnenglut große Mengen von Kochsalz liefert.

Der wichtigste Hafenort ist hier Kokanada, in dessen Nähe eine einsame Pagode mit Skulpturen von so empörender Schamlosigkeit steht, daß man kaum fassen kann, wie selbst die vergiftetste Phantasie so etwas in Stein zu meißeln vermochte. Wer etwa noch von der erhebenden Kraft der Wedas und einem idealen Hauch des heutigen Hinduismus träumt, kann durch diesen Anblick gar gründlich ernüchtert werden.

Eine zwölfstündige Fahrt noch, und die Uferlandschaft ist plötzlich eine andere geworden: malerische Hügel treten hart bis ans Meer heran und an ihrem Fuße zieht sich das stattliche Wisakhapatnam, die Hauptstadt des gleichnamigen Distriktes, hin. Eine Pagode, eine Moschee und eine katholische Kirche schauen von den Anhöhen herab in's Meer hinaus; in der Vorstadt Waltär sind die Europäer angesiedelt, meist Beamte, Offiziere und Kaufleute. An der Nordgrenze der Madraspräsidentschaft endlich liegt noch die Militärstation Berhampur, die durch ihre Seidenwebereien berühmte Hauptstadt des Gandscham-Distrikts.

Dieser ganze Küstenstrich wird bis weit ins westlich angrenzende Hochland hinein von 15—16 Millionen Telugus bewohnt, deren Sprache zu den weichsten und wohlklingendsten Indiens gehört und schon das Italienisch Südindiens genannt worden ist. Einst gehörte der größte Theil dieses Gebiets dem mächtigen Königreich Telingana an, das dem Kandyschen Hochland in Ceylon seine Herrscher gab, Madura und andere Theile des Karnatiks eroberte und bis auf diese Stunde erhaltene Telugu-Kolonien zurückließ. Hier blühte auch einst das durch seine Schätze namentlich durch seine Diamantengruben zum Sprüchwort gewordene Königreich Golkonda; nach der muhammedanischen Eroberung Indiens aber kamen diese Gebiete unter die Botmäßigkeit des gewaltigen Nisamreichs, dessen Reste auf dem Hochland von Dekhan noch jetzt einen Flächenraum von 4480 □Meilen mit mehr als 10 Millionen

Einwohnern umfassen. Im Jahr 1754 trat der Beherrscher Haiderabads die vier nördlichen Küstenstriche an die Franzosen ab, denen die Engländer sie etliche Jahre später entrissen, um dann auch die südlicheren Bezirke mit Kadapa und Karnul, Stück für Stück, an sich zu bringen.

Wie in ganz Südindien bilden auch im Telugulande den Grundstock der Bevölkerung nicht die zum indogermanischen Stamm gehörigen Arier, sondern die den Türken und Mongolen verwandten Drawida. Erobernd und kolonisirend sind aber Arier eingedrungen und haben, obgleich verhältnißmäßig nur schwach vertreten, dem Land doch ein vorherrschend brahmanisches Gepräge mit vielgegliedertem, festgeregeltem Kastenwesen aufgedrückt. Als eine bevorzugte Menschenklasse, der das Fette des Landes gehört, sind an ihren wohlgenährten Gestalten sofort die Brahmanen erkennbar. Durch die von ihnen ersonnenen und mit eiserner Konsequenz durchgeführten Kastenregeln ist es ihnen gelungen, nicht nur in den Tagen ihrer eignen Radschas, sondern auch unter der Herrschaft der muhammedanischen Moguls und Nabobs, ja selbst unter englischem Scepter die einflußreichsten und einträglichsten Regierungsämter an sich zu reißen. Bis vor Kurzem waren sie die einzigen Träger der Wissenschaft unter ihren Volksgenossen, und jetzt, da die Regierungs- und Missionsschulen jedermann offen stehen, sind sie schlau genug, sich als die Ersten zu diesen Anstalten hinzuzudrängen, um auch für die Zukunft ihren Vorrang zu wahren. Viele von ihnen haben sich schon eine vielseitige abendländische Bildung angeeignet und können in tadellosem Englisch es manchem Europäer zuvorthun. Ihre äußere Erscheinung ist oft imponirend, ihre Kleidung ein Muster von Reinlichkeit.

Tief unter sie sind die Kschatrias herabgesunken, die einst dem Lande seine Könige und Krieger gaben, die man aber jetzt fast nur noch als Sipahis in den von englischen Offizieren befehligten Regimentern sieht. Die dritte der arischen Kasten (die der Waischjas) theilt sich im Telugulande hauptsächlich in Komatis oder Kaufleute und in Tschettis oder Gewerbtreibende, von denen manche recht wohlhabend sind. Weit zahlreicher als alle arischen Kasten zusammen aber ist die aus den unterjochten Ureinwohnern gebildete vierte Kaste der Sudras, unter der dann noch eine Masse verachteter, in den Staub getretener Parias steht.

Die Sudras sind der Mehrzahl nach Bauern und Handwerker, zerfallen aber je nach ihrer Beschäftigung in unzählige Unterabtheilungen, die sich völlig von einander abschließen. Und merkwürdig! auch unter den als kastenlos verabscheuten Mala und Madiga hat die Kaste sich eingeschlichen. Sie bilden zusammen fast ein Fünftel der Bevölkerung; statt aber einander in ihrer gemeinsamen Bedrängniß beizustehen, sehen die Mala verächtlich auf die Madiga und deßgleichen die Madiga auf die Mala herab; von den andern Kasten werden beide ungefähr gleich gering geschätzt, doch so, daß in einem Dorfe die Mala, in einem andern wieder die Madiga den Vorrang haben können. Beide leben, soweit nicht die Mission sich ihrer angenommen hat, der Mehrzahl nach in großer Armut und fast thierischem Schmutze dahin. Lesen kann in allen nichtarischen Kasten unter den Heiden von hundert kaum einer! So will es Brahma, der nun einmal die Sudras zu Knechten, die Mala und Madiga aber zu Knechten der Knechte bestimmt hat.

Gleich unberührt von arischer Kultur haben sich bis jetzt noch einige Bergvölklein erhalten, wie z. B. die Koi in den Waldbezirken des Godawaristroms. Etliche Morgen Landes, die sie um ihre mit Schlingpflanzen umrankten Hütten her klären und mit Korn und Baumwolle bepflanzen, liefern ihnen Nahrung und Kleidung. Dazu kommt noch die Milch ihres Viehs und als Luxusartikel einige Tabakpflanzen und die Blüten des Ippabaumes, aus denen sie Branntwein bereiten. Mehr begehren sie nicht, wenn nur in der kalten Jahreszeit die Tiger und Panther sie in Ruhe lassen.

Daß es heidnischer Grund und Boden ist, den wir hier betreten haben, merkt man sofort. Weitaus die meisten Leute, denen wir begegnen, tragen das Zeichen des Gottes, den sie vorzugsweise verehren, an der Stirne. Die Wischnu-Anbeter haben mit rother und weißer Farbe den Dreizack oder auch nur drei senkrechte Striche auf die Stirne gemalt, die Schiwa-Anbeter dagegen wagrechte Linien oder einen Ring. Dieses letztere Zeichen tragen namentlich viele Frauen, die hier nicht in der strengen Zurückgezogenheit leben, welche in Nordindien unter muhammedanischer Herrschaft bei den höheren Kasten auch der Hindus Mode geworden. Leute, die durch allerlei Entsagungen und Selbstquälereien eine besondere Stufe der Heiligkeit erlangen wollen, haben nicht nur ihre Stirne, sondern auch die entblößte Brust und beide Arme mit gelben Strichen bedeckt; deistische

und pantheistische Philosophen geben sich durch einen schwarzen Fleck zu erkennen. Sie sind unter den Gebildeten ziemlich zahlreich, da die von Westen her eindringende Aufklärung jetzt Viele vom groben Götzendienst der späteren Jahrhunderte weg zu den verschiedenen Systemen altindischer Weltweisheit zurückführt.

Wie in der heutigen Volksreligion sich um den ewigseienden Weltherrn Brahma, der durch eine gute und eine böse Macht, Wischnu, den Erhalter, und Schiwa, den Zerstörer, das Weltall regiert, in Dichtung und Sage ein Heer von 330 Millionen Göttern und Göttinnen reiht, ist bekannt. Ohne allen Zweifel lebt darin unter brahmanischen Formen ein gut Theil des alten Dämonendienstes der Drawida fort; das kümmert aber die Brahmanen wenig. Stellst du sie über den groben Götzendienst zur Rede, dem die Masse huldigt, so antworten sie dir: „Gott, Menschen, Bäume, Thiere, Erde, alles ist dem Herrn des Weltalls entsprossen und kehrt wieder in ihn zurück. Bilder anzubeten ist also kein Unrecht, denn der Stoff, aus dem sie gemacht sind, ist ja ein Theil Brahmas und die ihnen gegebene Form nur die Darstellung irgend einer seiner besondern Eigenschaften oder Thaten. Denkende Leute beten freilich keine Götzen an; aber sie billigen und pflegen sie, weil sie wissen, daß das gemeine Volk ihrer bedarf."

Auch der Götzendienst ist somit eine der Einnahmsquellen der Brahmanen geworden, ja er ist die eigentliche Wurzel der furchtbaren Macht, durch die sie mit tausendfachen Fesseln die Seelen umschlingen. Jeder einzelne Telugu, bis zum ärmsten Arbeiter hinab, kennt aufs Genaueste die Grenzen und Pflichten seiner Stellung und weiß, welche Feste und Fasten er zu beobachten, welcherlei Geschenke er den Priestern, und welcherlei er den Göttern zu geben, welche Ceremonien er zu verrichten und welche Opfer er zu bringen hat; vergäße ers aber je, so sorgen die Priester treulich dafür, daß kein Jota daran versäumt wird. Jedes Dorf hat einen oder mehrere Götzenschreine und Tempel und jeder Tempel seine Priester, Musikanten, Tänzerinnen und Diener, um die mit dem Götzendienst verbundenen umständlichen Ceremonien zu verrichten. Zu jedem Tempel gehören von allen Regierungsabgaben freie, oft sehr ausgedehnte Ländereien, welche die Engländer bei der Besitzergreifung des Landes unangetastet ließen, wie sie sich ja überhaupt ängstlich hüteten, in irgend etwas die religiösen Gefühle der Hindus zu verletzen. Außer

den zu jedem Tempel gehörigen Priestern giebt es in Südindien noch vier wischnuitische und fünf schiwaitische Oberpriester, die ein unermeßliches Einkommen haben und mit großem Pomp auf Elephanten umherziehen. Erscheint ein solcher etwa alle vier Jahre an einem bestimmten Ort, so strömen aus der ganzen Umgegend Schaaren herbei, um ihm ihre Huldigungen und Gaben darzubringen.

Die Telugus sind ein wohlgestalteter Menschenschlag mit großem, mildem Auge und überaus einnehmendem Benehmen. Ein Reisender kann das ganze Land in die Länge und Breite durchwandern, ohne je durch ein unhöfliches Wort oder irgend eine jugendliche Ungezogenheit verletzt zu werden. Tiefere Kenner der sittlichen Zustände blicken aber auch unter den Telugus, wie in ganz Indien, in Abgründe des Verderbens hinein, die das Herz des Christen aufs tiefste bewegen. Und wie könnte es anders sein bei dem, was das Volk in seinen Tempeln sieht und von seinen Göttern hört?

2. Missionsanfänge.

Heute ist der größte Theil des Telugulandes mit einem Netz blühender Missionsstationen überspannt. Londoner und englisch-kirchliche Missionare, Sendboten der Ausbreitungsgesellschaft, sowie deutsche und amerikanische Lutheraner, schottische Presbyterianer und verschiedene Abtheilungen von Baptisten — sie alle sind eifrig bemüht, auf geistigem Gebiet dasselbe zu thun, was auf materiellem durch die oben erwähnte Kanalisirung des Landes geschehen ist. Jünglinge der höheren Kasten erhalten in verschiedenen Anstalten, namentlich auch in der englisch-kirchlichen Hochschule zu Masulipatnam, eine auf entschieden christlicher Grundlage ruhende wissenschaftliche Ausbildung; der Frauen und Töchter der höheren Kasten nehmen sich tüchtige Missionsfrauen und Lehrerinnen an; verachteten Mala- und Madiga-Dörfern wird die große Freudenbotschaft für alles Volk verkündet, die auch sie aus Schmutz und Elend emporhebt; ja selbst in die fieberischen Wohnsitze der Kois hinauf hat die Predigt des Evangeliums schon ihren Weg gefunden.

Lange Jahre hindurch war freilich das Telugu-land von der evangelischen Christenheit fast vergessen. Nur die Londoner Missionsgesellschaft hatte ihre ersten Sendboten schon 1805 dahin

ausgeschickt. In Wisakhapatnam ließen sie sich nieder, legten sich mit großem Fleiß auf die Erlernung der Sprache, die Uebersetzung der hl. Schrift, sowie die Ausarbeitung von Traktaten, und suchten auch durch Schulen und religiöse Gespräche den Leuten nahe zu kommen; allein 30 Jahre verstrichen, ohne daß auch nur eine einzige Seele bekehrt wurde! Und gestehen wir es offen, ein dürrer, harter Boden ist diese älteste Telugustation bis heute geblieben. Gerade hier sind die arischen Kasten besonders stark vertreten und in ganz Indien sind ja hauptsächlich sie es, die sich abwehrend gegen das Evangelium verhalten. Sprich mit einem wissensstolzen Brahmanen vom Christenthum, so wird er dir sagen, das möge eine recht gute Lehre sein für Leute von niedrer Kaste; er seinestheils brauche sie nicht. Fragst du weiter, wie er das meine, so wird er dir sagen, er habe ja seine Wedas, die 3000 Jahre vor Christi Geburt schon da waren, könne also unmöglich großen Respekt haben vor einer so jungen Religion, wie die deine. Versuchst du mit ihm von Schuld und Versöhnung zu sprechen, so versichert er dich allen Ernstes, er habe nie eine Sünde begangen, sondern sei selbst ein Theil der Gottheit. Fragst du: „Wie, ist denn Gott in Stücke zertheilt?“ so entgegnet er: „Nein, Brahma allein ist Gott und alles andre nur Schein. Wie die Eine Sonne aus tausend mit Wasser gefüllten Gefäßen tausendfach wiederstrahlt, so spiegelt sich auch Brahma in den Menschen.“ — Ein andrer, der in einer Missionsschule das Christenthum kennen gelernt hat, ist vielleicht ehrlich genug, zuzugeben, daß das Christenthum eine bessere Religion sei, als der Hinduismus, und die Christen bessere und glücklichere Menschen als die Heiden; vielleicht läßt er sogar ein Verlangen durchblicken, selbst ein Christ zu werden, und du hältst ihn schon für gewonnen — aber der Muth fehlt ihm, um Christi willen seine Kaste dran zu geben und in den Augen der Seinen ein verachteter Auswürfling zu werden. So zählen denn die beiden Gemeinden in Wisakhapatnam und dem seit 1852 besetzten nördlicheren Widschajanagaram noch immer keine 400 Christen, und zudem sind diese größtentheils die Frucht der Erziehungsarbeit an Waisenkindern, die in Hungerjahren von den Missionaren in Pflege genommen wurden. Selbst die nicht aus den Waisenhäusern hervorgewachsenen Gemeindeglieder aber gehören der Mehrzahl nach nicht der einheimischen Bevölkerung an, sondern sind Fremdlinge, denen, los-

gerissen von der Heimat, der Uebertritt nicht ebenso schwer wurde, wie er ihnen inmitten ihrer Verwandtschaft gewesen wäre.

Ein so unfruchtbares Arbeitsfeld war freilich wenig lockend zu weiteren Versuchen. Doch eröffnete die Londoner Gesellschaft 1822 auch in Kadapa, im Südwesten des Landes, eine Station, und hier fand unter den Armen und Geringen das Wort von der erbarmenden Liebe Jesu bald empfänglichere Herzen. Gleich in den ersten Jahren wurde ein Gemeinlein gegründet, ohne jedoch in dem Maße zu wachsen, wie man es nach dem ermuthigenden Anfang gehofft. Große Freude bereitete hier 1831 die Taufe eines Brahmanen und eines Sudra, welch letzterer bald neun weitere Kastengenossen nachzog. Der Anfang einer größern Ernte sollte aber erst mit der Bekehrung eines Mala kommen, der 1840 im Gefängniß zu Kadapa durch die Besuche des Missionars zum Glauben an Jesum gebracht wurde. In seine Heimat zurückgekehrt, erzählte er seinen Freunden, was er in Kadapa gehört hatte. Diese sagten's weiter, und so drang in langsamem Fortschritt in ein Mala-Dörflein ums andre die Kunde von einem Heiland, der auch die Aermsten nicht verschmähe, auch ihnen als Retter erschienen sei. Ein Häuflein ums andre warf seine elenden Götzen weg und meldete sich zum Taufunterricht. Leider führte die Unmöglichkeit, all diesen Suchenden gleich nachzugehen und den bereits Getauften die Pflege angedeihen zu lassen, der sie bedurften, manchen Verzug und Rückschritt herbei, doch erstand eine Nebenstation um die andre, und 1855 wurde 33 Stunden nördlich von Kadapa in Nandial eine zweite Hauptstation eröffnet. Natürlich kann ein so arg zertretenes Geschlecht wie die Mala nicht mit Einem Schlage umgewandelt werden; allein es geht bei ihnen innerlich und äußerlich doch sichtbar voran, und schon kommt es dann und wann vor, daß ein einst verachteter Mala einem Brahmanen geistig weit überlegen ist.

Noch bestand erst ein einziges Gemeinlein in Kadapa, als 1836 zwei fromme baptistische Handwerker als Freimissionare im Godawari-Delta zu missioniren begannen, wo sie bald unter den Tschakli, den verachteten Lederarbeitern, Eingang fanden. Ihnen folgten amerikanische Baptisten, die sich 1840 in Nellur niederließen. Sie erwarben ein Grundstück, bauten ein Missionshaus und durften noch im selben Jahr ihren Erstling taufen. Nach fünf Jahren war ein Gemeinlein von sieben Personen gesammelt,

worunter jedoch nur zwei Telugus. Und schon brach die Gesundheit der beiden Missionare zusammen; der eine mußte 1845, der andre das Jahr darauf nach Amerika zurückkehren: die junge Nellur-Mission stand verwaist. Ernstlich wurde von der leitenden Kommittee damals der Gedanke erwogen, ob man sie nicht lieber aufgeben sollte? Doch stand man zunächst wieder davon ab, um auf weitere Winke zu warten.

Im Jahr 1848 konnte wenigstens einer der Invaliden, Missionar Day, wieder auf das verlassene Arbeitsfeld hinausziehen. Frau und Kinder mußte er in Amerika zurücklassen; überaus eifrige neue Mitarbeiter aber erhielt er an Miss. Jewett und dessen Frau. Fünf Jahre lang streuten sie miteinander auf mancherlei Weise ohne viel sichtbaren Erfolg den guten Samen aus, dann mußte Day abermals in die Heimat zurückkehren.

Dort stand gerade jetzt zum zweiten Mal der Fortbestand der Nellur-Mission in Frage. Schien sie doch so gar arm an Früchten, und für die reich gesegnete Karenenmission fehlte es an Geld und an Männern. Warum sich nicht lieber mit ganzer Kraft dorthin werfen, zumal im Teluguland jetzt noch verschiedene andre Missionsgesellschaften ihre Arbeit begonnen hatten? Zum zweiten Mal jedoch siegten die Stimmen, welche für geduldiges Fortmachen in Nellur sprachen, und mit Begeisterung wurde schließlich das Loosungswort aufgenommen: Nicht Rückzug, sondern Verstärkung!

Es folgte ein denkwürdiges Jahr in der Geschichte dieser Mission. Denn am 1. Januar 1853 war's, daß Miss. Jewett mit seiner Gattin und einem der wenigen eingebornen Bekehrten zum ersten Mal nach Ongol kam. Jewett's Straßenpredigt wurde mit Steinwürfen beantwortet; als er dann aber mit seinen Begleitern den sich hinter der Stadt erhebenden Hügel hinanstieg und auf alle die Götzentempel und alle die umliegenden Dörfer hinabschaute, deren Bewohner noch nie den theuren Jesusnamen gehört hatten, da wallte sein Herz so, daß er mit seinen Begleitern niederkniete und zum Herrn flehte, Er möchte doch einen Missionar nach Ongol senden. Mit der innern Versicherung, daß sie erhört seien, standen die drei wieder auf; aber noch 12 Jahre sollten verstreichen, bis sie die Erfüllung ihrer Bitte sehen durften.

Erst zwei Jahre nach Day's Abreise erhielten die einsamen Jewetts in Miss. Douglas und dessen Gattin einen Ersatz. Mit

neuem Eifer und neuer Freudigkeit wurde nun die Heidenpredigt und Traktatausstheilung betrieben; allein was den Missionaren von Seiten der Eingebornen entgegentrat, war meist nur Gleichgiltigkeit, wo nicht entschiedener Widerspruch. Zu mancherlei andern Hindernissen kam wiederholt auch Krankheit in den Missionsfamilien, und 1862 mußte Jewett mit gebrochener Kraft von seinem Posten scheiden.

Es war ein trauriger Empfang für den invaliden Missionar, als er bei seiner Ankunft in Amerika vernahm, bei den Berathungen der Kommittee sei das Aufgeben der Nellur-Mission nochmals allen Ernstes erwogen und nahezu beschlossen worden, doch habe man sich dahin geeinigt, zuvor noch ihn selbst darüber zu hören. Nicht lange, so wurde ihm die Sache auch amtlich vorgetragen. Allein, was immer man ihm gegen den Fortbestand der Mission sagen mochte, es konnte seinen Entschluß nicht erschüttern, wenigstens seinerseits den Rest seiner Kraft der Arbeit unter den Telugus zu widmen, und wenn er's auch ganz und gar auf eigne Verantwortung hin thun müßte. Darauf entgegnete denn endlich lächelnd Dr. Warren, der Missionssekretär und warme Fürsprecher der Telugus: „Nun, Bruder Jewett, wenn Sie denn durchaus nach Nellur zurückkehren wollen, werden wir Ihnen schon jemand mitgeben müssen, um Sie dort zu begraben, denn ein christliches Begräbniß sollte Ihnen in dem heidnischen Lande doch werden."

Im April 1865 traf Jewett neugestärkt wieder in Nellur ein, und mit ihm kam Miss. Clough sammt Gattin, der nach Ongol bestimmte Bruder — ein ebenso energischer als eifriger Mann, der entschlossen war, sein Leben an die Missionsarbeit zu setzen. Kaum konnte er ein paar Bibelsprüche in der Telugusprache stammeln, so suchte er sie schon unter den Eingebornen zu verwerthen. Im Jahr 1866 siedelte er nach Ongol über und machte sich unerschrocken an die Arbeit. Bald fühlten sich einige Brahmanen von ihm angezogen, besuchten ihn öfters in seiner Wohnung und besprachen sich mit ihm über göttliche Dinge. Da stellten auch einige Mala und Madiga sich ein, und die Brahmanen erklärten, wenn man diese Unreinen hereinlasse, könnten sie das Missionshaus nicht mehr betreten. Bald darauf kamen noch mehr solch' niedere, verachtete Leute und baten um die Taufe. Clough war sehr niedergeschlagen, denn jetzt war's aus mit den Brahmanen. Im Januar 1867 wurden in einem Teich vor der Stadt draußen die 8 Erst-

linge getauft. Gegen 200 Heiden standen höhnend dabei und drohten, den Missionar zu verklagen, der ihr Wasser durch das Untertauchen dieser Auswürflinge verunreinige! In gedrückter Stimmung kehrt unser Freund nach Hause zurück. Da liegt gerade ein Hause jüngst angekommener Bibeln im Zimmer. Er nimmt eine davon zur Hand, schlägt das Buch auf und trifft von ungefähr auf 1 Korinther 1: „Sehet an, lieben Brüder, euren Beruf. Nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle sind berufen, sondern was thöricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er die Weisen zu Schanden mache, und was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er zu Schanden mache, was stark ist; und das Unedle vor der Welt und das Verachtete hat Gott erwählet, und das da nichts ist, daß er zu nichte mache, was etwas ist, auf daß sich vor ihm kein Fleisch rühme." Ihm ist, als rufe eine Stimme vom Himmel ihm diese Worte zu, und wie einst Petrus in Joppe, fühlt nun auch er, daß er nicht unrein achten darf, was Gott geheiligt hat. Einen Augenblick darauf tritt seine Frau, die eben ihr Töchterlein zu Bett gebracht hat, ins Zimmer mit den Worten: „Nun, es ist scheint's Gottes Absicht, diese Aermsten zuerst zu retten." Auch sie hatte, um sich ein wenig aufzurichten, nach einer der Bibeln gegriffen und merkwürdiger Weise dieselbe Stelle des Korintherbriefs aufgeschlagen, wie ihr Mann!

Von da an betrachteten beide Gatten diese Auswürflinge als ihnen vom Herrn geschenkt, und ihre Erwartung wurde nicht getäuscht. Am Schluß des Jahres 1868 zählte die Gemeinde in Ongol schon 148 Seelen, im Jahr 1869 wurden in Nellur 55, in Ongol 573 Neubekehrte getauft. Jetzt endlich begann die seit nahezu drei Jahrzehnten weithin ausgestreute Saat zu reifen, und unter der seligen Freude des Erntens war den Missionaren manchmal zu Muth, als dürften sie ein ununterbrochenes Pfingstfest feiern. Hunderte von Taufbewerbern mußten zurückgestellt werden, bis die Möglichkeit gegeben war, sie genauer zu prüfen; doch war im März 1872 die Zahl der Kommunikanten in Ongol allein bereits auf 1745, in der gesammten Mission aber auf 2242 gestiegen.

Jetzt sprach man in den baptistischen Kreisen Amerika's natürlich nicht mehr von einem Aufgeben der Telugumission; vielmehr wurde dieselbe schon 1868 durch Miss. Timpany und 1870 durch

Miss. Mac Laurin sammt ihren Gattinnen verstärkt. Ein dritter Mittelpunkt der Missionsthätigkeit wurde nun das 12 Stunden südlich von Ongol am palmenbeschatteten Strand gelegene Dörflein Ramapatnam. Durch eine besonders freundliche Fügung hatte gerade jetzt eine dortige Regierungsbehörde ihren Sitz nach Ongol verlegt, so daß in Ramapatnam ein schönes, weitläufiges Gehöfte mit allen nöthigen Gebäulichkeiten zur Gründung einer Missionsstation um mäßigen Preis zu haben war. Im Februar 1870 siedelte Timpany dahin über, und schon nach fünf Jahren blühten um ihn her zwei Christengemeinden mit 769 Kommunikanten.

Inzwischen hatte Clough, durch allzu angestrengte Arbeit erschöpft und zudem durch wiederholte Fieberanfälle geschwächt, im Jahr 1872 in Amerika Erholung suchen müssen. Er nahm dahin den Auftrag seiner Kollegen mit, von der Heimatgemeinde vier neue Männer für die Telugumission und 200,000 Mk. zur Gründung eines theologischen Seminars für eingeborne Prediger zu erbitten, und beides gelang ihm. Als der erste der vier neuen Brüder traf schon im Dezember 1873 Miss. Downie in Nellur ein, von wo kurz darauf Jewett mit versagender Kraft scheiden mußte. Zwei weitere Brüder, Williams und Campbell, zogen mit Clough hinaus, der im Januar 1874 wieder auf seinem Posten anlangte. Williams übernahm die Eröffnung des Seminars in Ramapatnam, Campbell die Gründung einer neuen Station in der englischen Garnisonsstadt Sikanderabad im Innern des Nisamreichs. Als letzter der vier erbetenen Brüder kam endlich im Januar 1875 Miss. Drake nach, um, nachdem er in Ramapatnam erst die Sprache gründlich erlernt hatte, in Karnul (20 Stunden nordwestlich von Naudial) eine neue Station zu gründen. Schon im Dezember 1875 trafen als weitere Verstärkung auch die Missionare Loughridge und Newhall ein; dafür aber schied gleich nach Cloughs Rückkehr Mac Laurin, der inzwischen seine Stelle in Ongol versehen hatte, aus dem eng verbundenen Brüderkreise, weil die kanadischen Baptisten, denen er angehörte, nun eine eigene Mission in Kokonada begannen. Dorthin folgte ihm 1865 auch sein Landsmann Timpany.

In Clough's Abwesenheit hatte Mac Laurin nicht weniger als 1171 Heiden taufen dürfen; etwas langsamer war der Fortschritt in den beiden folgenden Jahren. Nun aber brach über einen großen Theil Südindiens die furchtbare Hungersnoth herein, der

in den Jahren 1776—79 gegen drei Millionen Eingeborne zum Opfer fielen. Auch der Distrikt Nellur wurde schwer davon betroffen. Da waren die Missionare unter den Ersten, welche ihre Hilferufe erließen, und als dann die Gaben aus England und Amerika herbeiströmten, waren abermals sie es, die am unermüdlichsten bei ihrer Vertheilung halfen. Das Lokal-Unterstützungs-Kommittee von Nellur wählte Miss. Downie, das von Ongol Miss. Clough zu seinem Sekretär. All das genügte aber Clough noch nicht. Als die Regierung den großartigen Kanalbau längs der Ostküste unternahm, durch den sie 68,000 Menschen Verdienst verschaffte, meldete er sich bei den Ingenieuren, welche diese Arbeit leiteten, zur selbständigen kontraktmäßigen Uebernahme einer Strecke von anderthalb Stunden. Sein Gesuch wurde aufs freundlichste und unter überaus günstigen Bedingungen gewährt, so daß er ohne jede Vermittlung durch selbstsüchtige heidnische Unterhändler nun täglich 3—4000 Menschen beschäftigen konnte. Zu Aufsehern machte er seine Evangelisten, Kolporteure und zuverläßigsten christlichen Hausväter. Diese überwachten nicht nur die Arbeit so gut, daß laut eines von der Regierung erlassenen Anerkennungsschreibens die von Clough hergestellte Strecke sich als die beste des ganzen Kanals erwies, sondern sie benützten auch treulich die Gelegenheit, den Leuten von Jesus zu sagen. Da die Arbeiter häufig wechselten, nahmen so Tausende und aber Tausende aus der Nähe und Ferne Eindrücke christlicher Wahrheit und christlichen Lebens in ihre Heimat mit fort. Was war da natürlicher, als daß auch Schaaren sich zur Taufe meldeten? Theils aus Vorsicht, theils aus Mangel an Zeit zum Unterricht, wies aber Clough 15 Monate lang jeden Taufbewerber zurück. Erst nach überstandener Nothzeit wurde die regelmäßige Missionsarbeit wieder aufgenommen, und nun erfolgten die Massenübertritte, welche vor etlichen Jahren in den Missionskreisen der Heimat so viel freudiges Staunen und so viel kleinmüthige Zweifel erregten: 1168 Heiden wurden im Juni, 7513 im Juli, 466 im August, 59 im November und 400 im Dezember des Einen Jahres 1878, zusammen also 9606 Seelen getauft, so daß die Ongol-Mission nun 12,804 Bekehrte hatte.

Um Ramapatnam her war keine so allgemeine Bewegung spürbar, doch fanden auch hier in der zweiten Hälfte des Jahrs 1878 über 600 Heidentaufen statt. Nellur, wo doch Miss. Downie

neben seiner Thätigkeit im Lokal-Unterstützungs-Kommittee eigenhändig 60,000 Mk. Liebesgaben vertheilt hatte, blieb fast unberührt von diesem erwachenden Zug der Massen zum Christenthum — jedenfalls ein Beweis, daß dieser nicht bloß eine Wirkung der erhaltenen Gaben oder einer halb unbewußten Hoffnung auf weitere Hilfe war. Am 1. Januar 1882 betrug die Zahl der bis dahin in und um Ongol Getauften 17,554, die aller Getauften in der baptistischen Telugu-Mission 18,992 — Zahlen, die um so schwerer in's Gewicht fallen, wenn man sich daran erinnert, daß ja keine Kinder dabei sind. Daß es unter dem Weizen nicht an Spreu fehlt, versteht sich von selbst; die Missionare suchen aber durch kräftige Handhabung der Kirchenzucht dieselbe möglichst zu entfernen und Unwürdige vom Eintritt in die Gemeinde abzuschrecken.

Doch lassen wir uns nun von Clough selbst durch eine Reihe von Bildern aus dem Volks- und Missionsleben im Telugulande mitten in das Durcheinanderwogen der heidnischen Finsterniß und des hereinbrechenden Lichtes versetzen.*)

3. Reise- und Dorfscenen.

Etwa 15 Stunden nordwestlich von Ongol liegt das Dörflein Ahmadala, eine der vielen Ortschaften im Innern des Telugulandes, die vor wenigen Jahren noch gleich unberührt waren von jedem Lichtstrahl des Evangeliums wie von jedem Hauch abendländischer Civilisation. Eine Eisenbahn führt nicht daran vorbei, also müssen wir, um dahin zu gelangen, uns zum primitiven Ochsenkarren bequemen; denn obschon es Pferde giebt, sind sie — hierin den Europäern gleich — im indischen Klima keiner größeren Anstrengung fähig und werden daher gewöhnlich nur zum Reiten oder zu kürzeren Spazierfahrten benützt. Wir wählen zu unsrer Reise die Nacht, denn nicht leicht vermag ein Europäer die blendende Tagesglut zu ertragen. Auf dem holprigen Weg geht die Fahrt nicht allzu geschwind von statten; in einer Stunde Zeit legen wir kaum

*) From Darkness to Light: a story of the Telugu Awakening by Rev. J. C. Clough. Boston. Published by W. G. Cortell, Mission Rooms.

drei Viertelstunden Wegs zurück, somit müssen wir schon zwei Nächte in Rechnung nehmen, brauchen also auch Leute, um für den Rasttag unsre Zelte aufzuschlagen, sowie einen Koch und einen Handlanger für diesen sammt Speisevorräthen, Küchengeschirr, Eßgeräthen, einem Tisch, Stühlen, Feldbettstellen und Matratzen; denn mit Ausnahme von Reis und einigen irdenen Gefäßen ist unterwegs nichts zu haben. Die Zelte sind nöthig, weil die Häuser der Eingebornen, so freundlich auch die Bewohner gesinnt sein mögen, gewöhnlich so niedrig und dumpf sind, daß sie dem Europäer weder den nöthigen Schutz vor der Sonne, noch genügende Luft zum Athmen gewähren. Zudem haben auch die besten Telugus über Reinlichkeit und die Mittel, sich vor Ungeziefer zu schützen, zu verschiedene Begriffe von uns, als daß es uns lange unter ihrem Dach wohl sein könnte. Ist dem Hindu doch die Kuh ein so heiliges Thier, daß er, um sein Haus recht rein zu machen, Wände und Fußboden mit ihrem Dünger bestreicht! Eine Wanze, einen Floh, oder auch nur eine Schnecke zu tödten, hält er für eine Sünde, darum wimmelt sein Haus von solchen Insekten, während in geringer Entfernung davon vielleicht giftige Schlangen und reißende Thiere ihr Versteck haben. Etwa 20,000 Menschen werden in Indien alljährlich durch wilde Thiere zerrissen, und vielleicht doppelt so viele fallen dem Biß giftiger Schlangen zum Opfer. Auch der Lagerplatz des europäischen Reisenden ist freilich nicht immer frei von lästigen oder gefährlichen Gästen. Im Schatten der Tamarinden, deren säuerlicher Saft die Insekten ferne hält, läßt sichs im Allgemeinen angenehm rasten; nicht so unter dem Blätterdach der Palmyrapalmen. Ehe du dichs versiehst, kriechen da vielleicht Myriaden weißer Ameisen aus der Erde hervor und fangen an, deine Kisten, Matten, Zelte, kurz alles zu zernagen, was auf dem Boden liegt. Auch du selbst mußt stets auf der Hut sein, nicht von irgend etwas gebissen oder gestochen zu werden.

Tiefe Stille liegt noch über Ahmadala, wenn wir gegen das Ende der zweiten Nacht davor Halt machen; nur von ferner dringt vielleicht dann und wann das Geheul eines Schakals, das Gekreisch einer Eule oder Hundegebell an unser Ohr. Bis aber unser Lager aufgeschlagen ist und wir uns an einer Tasse Thee erlaben können, wirds munter im Dorf, denn die Telugus pflegen früh auf zu sein und der Morgenstern ist jetzt aufgegangen; bereits verkündet auch

ein lichter Streifen im Osten den nahenden Tag. Schon schreiten einige Brahmanen dem Teiche zu, in dem sie ihre Waschungen vornehmen und ihre Gebete verrichten, ihnen voran der Karnam oder Dorfschreiber. Sie sind alle barhäuptig; auf dem kahl rasirten Kopfe ist nur hinten ein Büschel Haare übrig gelassen; über die Brust und rechte Schulter geworfen trägt jeder eine unter dem linken Arm zusammenlaufende feine weiße Schnur. Das ist der „heilige Faden", das Zeichen der Brahmanen und der beiden nächsthohen Kasten, der nach Hinduglauben „Zweimalgebornen". Ihre Gesichtszüge sind schön, ihre Haltung ist stolz und würdevoll, ihre Farbe heller, als die der niederen Kasten. Sanskritworte vor sich hinmurmelnd, sind sie anscheinend in so tiefe Andacht versunken, daß sie kaum einen Blick werfen auf das Lager der Fremden, das in den entlegenen Dörflein doch gewiß nicht zu den alltäglichen Erscheinungen gehört. Es mag ihnen in diesem Augenblick ja Ernst sein mit der Erfüllung ihrer in bloßem Lippendienst und leeren Ceremonien bestehenden religiösen Pflichten, das wird sie aber nicht hindern, den ganzen übrigen Tag hindurch nach Herzenslust zu lügen und zu betrügen.

Doch machen wir uns nun auf den Weg ins Dorf; vergessen wir aber ja nicht, unsre Stöcke mitzunehmen, um uns der Büffel und Hunde zu erwehren. Die häßlichen, dünnbehaarten, schwärzlichen Büffel mit ihren langen, zurückstehenden Hörnern, die man hier zu Lande sowohl ihrer Milch wegen als auch als Zugthiere in großer Anzahl hält, sind nämlich entschiedene Feinde der Weißen und greifen den Europäer manchmal an, selbst wenn er zu Pferd ist. Die Gassen von Ahmadala sind eng und winkelig; gewöhnlich stehen in ihnen Gruppen von 3—4 Häusern einander gegenüber. Die meisten dieser Häuser sind nur aus Erde erbaut und von einer hohen Erdmauer umgeben; doch sind sie für Indien nicht schlecht zu nennen und entbehren nicht einer gewissen Behaglichkeit. Da Lehm ein schlechter Wärmeleiter ist, bleiben die innern Räume in der heißen Jahreszeit verhältnißmäßig kühl, und in der kalten schützen die dicken Wände vor dem Eindringen der rauhen Winde — ein großer Vorzug bei dem herrschenden Mangel an Brennmaterial, der es nur bemittelten Familien zuläßt, ihre Wohnung durch ein Feuer zu erwärmen. Wird nur das Dach immer gehörig im Stand erhalten, so kann in dem trockenen Klima des Telugulandes ein

solches Erdhaus mehreren Generationen hinter einander zur Wohnung dienen.

Die verschiedenen Kasten leben getrennt von einander in abgesonderten Häusergruppen. Das erste Quartier, dem wir uns nähern, ist das der Brahmanen. Die Männer sind zu ihren Waschungen an den Teich gegangen, deßgleichen einige Frauen. Etliche alte Mütterlein und junge Mädchen aber finden wir damit beschäftigt, den Hof mit Wasser zu besprengen und zu kehren, während andre mit rother und weißer Kreide phantastische Göttergestalten vor die Thürschwellen zeichnen. Beim Anblick der Fremden ziehen sich jedoch sämmtliche Frauen schnell ins Innere ihrer Wohnungen zurück.

Weitergehend kommen wir ins Quartier der Kaufleute. Hier öffnen sich die Häuser direkt auf die Straße und haben eine Veranda über dem Eingang. Unter dieser Veranda sitzt auf einer Matte der Hausherr, seine Kunden erwartend und umringt von den am häufigsten begehrten Waren: übereinander gelegten Kleiderstoffen und Körben voll Reis, Gewürzen u. dgl. Die Frauen und Knaben stoßen inzwischen emsig Reis und Rizinusbohnen, um ersteren zum Kochen, letztere zur Arznei und zu Brennöl zuzubereiten. Beim Reis gilt es, die Kleie vom Korn so loszuschälen, daß dieses ganz weiß erscheint. Dies geschieht in einem großen steinernen Mörser mit einem schweren, unten mit Eisen beschlagenen Stößel, den tüchtig führen zu können die südindischen Frauen sich zur Ehre rechnen. Ist durch kräftiges Stampfen der Reis „weiß" gemacht, so wirft man ihn auf einem fächerartigen Bambusgeflecht auf und ab, bis der Wind die Kleie hinweggeblasen hat. Die Rizinusbohnen werden, wenn zerstampft, in Wasser gesotten, und nachdem dieses erkaltet ist, das Oel abgeschöpft.

Abermals ein paar Schritte weiter, und wir befinden uns in dem Quartier der Handwerker. Die ersten Häuser darin gehören den Goldschmieden und gehen, wie die der Kaufleute, direkt auf die Straße. Etwas weiter zurück stehen die Häuser der Töpfer und Wäscher; du erkennst sie gleich an den vor den Thüren und in den Höfen stehenden Eseln, die dem Töpfer den Thon herbeischaffen und dem Waschermann seine Wäsche hin und her befördern müssen. Stattlich nimmt sich in dieser Umgebung die von einem hohen Erdwall umgebene Häusergruppe eines wohlhabenden Landwirths aus,

der einer der höchsten Unterabtheilungen der Sudra-Kaste angehört. Die lange Erd- und Steinbank vor dem Eingang ist der allabendliche Sammelplatz der Männer zu traulichem Geplauder und geselligem Rauchen. Im anstoßenden Hof stehen drei Joch Ochsen, und neben ihnen in buntem Gewirre Pflüge, d. h. eisenbeschlagene krumme Holzstücke; Seile und Räder, vermittelst deren die Ochsen das Wasser auf die Felder heraufpumpen, Karren mit massiven Bretterrädern; hölzerne Heugabeln, sonderbar geformte Hacken und Aexte; Spinnräder zur Verarbeitung der Baumwolle; Steinmörser und eisenbeschlagene Holzstößel zum Reisstampfen und Hängematten, die den Tag über stets gesonnt werden, sammt einem wuselnden Häuflein Hühner und Kinder. Die Kornvorräthe sind in mit Stroh und Spreu ausgelegten Gruben im Hof begraben, denn das Korn gilt hier für gesünder, wenn es eine Zeitlang im Boden geruht hat, auch ist es da am sichersten vor Dieben.

Doch es ist Zeit, daß wir zu unsern Zelten zurückkehren; schon beginnt die Sonne zu brennen. Da wir einen kleinen Bogen nach Süden beschrieben haben, führt unser Weg uns jetzt an einem dem Ramaswami geweihten Schrein vorbei. Im allgemeinen sind die Götzenschreine in den Telugu-Dörfern nur kleine, ganz roh aus Erde und Stein erbaute Häuschen mit weißgetünchten Wänden; mehr Kunst ist zuweilen auf das darin befindliche Bild verwendet, sehr oft besteht aber auch dieses bloß aus einem ungestalten, mit Safran und rother und weißer Kreide überstrichenen Stein. — Nur aus der Ferne noch einen Blick auf das entlegene Dörflein der Madiga, und wir sind wieder auf unsrem Lagerplatz angelangt.

Hätten wir unsern Gang eine Stunde später angetreten, so hätten wir viel weniger von den Dorfbewohnern zu sehen bekommen, denn kaum hat er sein leichtes Frühstück eingenommen, so geht der Landmann aufs Feld, der Waschermann an den Teich, der Töpfer an seinen Thon, der Schmied zu seinen Blasebälgen, der Goldarbeiter an sein einfaches Geräthe, mit dem er aber die schönsten Kunstwerke zu Stande bringt. Mittags nehmen sie alle eine leichte Mahlzeit ein, sitzen und schwatzen oder schlafen auch 1—2 Stunden und kehren dann an ihre Arbeit zurück. Mit Einbruch der Dunkelheit ruht jedes Geschäft; man plaudert noch eine Stunde über die Ereignisse des Tages, hört Neuigkeiten von Verwandten und Freunden und setzt sich endlich zu der aus Reis und

Kari bestehenden Hauptmahlzeit. Der Kari, diese in Indien nie fehlende Zugabe, ist eine aus verschiedenen Gewürzen mit Fleisch, Eiern oder Gemüse bereitete dicke Brühe, die von dem Essenden unter den Reis gemischt wird. Soll der Hindu den vollen Genuß von dieser seiner Lieblingsspeise haben, so muß sie erstens heiß sein, und zweitens muß er sie mit den Fingern in kleine Kugeln formen und in der Weise in den Mund schleudern können, daß er sie ungekaut verschlingt. — Nach beendigtem Abendessen wird noch eine Cigarre geraucht, dann legt man sich schlafen.

Taufe eines japanischen Studenten in Cambridge.

Am 7. December vorigen Jahres fand in der Dreifaltigkeitskirche zu Cambridge eine ebenso schöne als seltene Feier statt. Ein junger Student aus Japan hatte sich zur Annahme des Christenthums entschlossen und erhielt nun in einem stillen, tiefernsten Abendgottesdienst vor vielen Zeugen die heilige Taufe.

Kenzo Wadagaki ist ein Graduirter der kaiserlich-japanischen Hochschule in Tokijo und von seiner Regierung nach Europa gesandt, um hier Nationalökonomie zu studiren und dann in den heimatlichen Staatsdienst zu treten. Er ist noch jung, aber begabt und von scharfem Verstande, hat einen starken, festen Charakter und zeichnet sich vor andern Orientalen durch die durchsichtige Offenheit seines ganzen Wesens vortheilhaft aus. Wie es heißt, gehört er einer vornehmen Familie an. Das Englische spricht er ganz fließend und fast fehlerlos. Für's Christenthum hatte er sich schon vor 1—2 Jahren zu interessiren angefangen, und im letzten Sommer soll einer seiner Universitätsfreunde, der jetzt Missionar in Indien ist, oft lange über Glaubensfragen mit ihm gesprochen haben; doch scheint er damals, obgleich aufrichtig nach Wahrheit suchend, noch entfernt nicht an's Christwerden gedacht zu haben.

48333

besonders zu Herzen gegangen ist. „Woher kommt es," fragt S. 56 der Brahmaist, „daß die Welt nicht ebenso bereitwillig glaubt, was ich sage oder was du sagst, als das, was Jesus sagt? Einfach daher, daß wir für uns selbst leben, dieser wunderbare Menschensohn aber für andere gelebt hat!" — Vielleicht wären der Redner, Kesab Tschander selbst und viele andere Brahmaisten längst Christen, wenn von diesem „für andere leben" mehr bei uns zu merken wäre!

Aus der Telugu-Mission.

1. Land und Leute.

Wer die achttägige Dampfbootfahrt von Madras nach Kalkutta macht, hat während der ersten Hälfte seines Wegs den niedrigen Küstensaum zur Seite, auf dem die Distrikte von Nellur, Kistna und Godawari einander folgen. Davon zu sehen bekommt er freilich nicht viel, denn das Ufer ist meist so flach, daß es sich kaum ein wenig über den Meeresspiegel erhebt.

Der Süddistrikt Nellur ist nur zur Hälfte angebaut. Wo Flüsse oder Teiche das nöthige Wasser spenden, da breitet sich wohl ein lichtgrüner Teppich von Reisfeldern aus, auch Tabak und Indigo wird da gewonnen; sonst aber herrscht die sandige Ebene mit ihren Hainen von Palmyra- und Kokospalmen vor, bis weiter landeinwärts dichte Wälder folgen, durch die man zu den Ostghats emporsteigt. Die Bezirkshauptstadt Nellur liegt auf dem südlichen Ufer des Pennar-Flusses und 30 Stunden weiter nördlich das in den Missionsberichten der letzten Jahre so viel genannte Ongol mit seinem berühmten Landesvermessungsberg, einem 240′ hohen Granitfels, von dem aus man weithin das Land überschauen kann. Steigen wir einmal hinauf, um uns ein wenig zu orientiren! Da liegt zunächst, nach Norden und Osten sich ausbreitend, die Stadt Ongol mit ihren rothen Ziegeldächern zu unseren Füßen. Dort

Copyright 4/1999 YxyMaster GmbH www.yxymaster.com VierFarbSelector Standard* - Euroskala Offset